

## 1 die Echse

Vor meinem Fenster liegt Mitteleuropa, die gehäutete Echse. Am Horizont ragt der Alpenbogen kahl und grau aus der Ebene, entlang des Grates bilden zweihundert Windräder den Rückenamm des Reptils. Das Grün, von dem alte Aufzeichnungen und Bilder zeugen, haben Hitze, Trockenheit und Einstrahlung längst von den Hängen geschält. Die Wissenschaft hat über die Jahrhunderte penibel beschrieben, wie zunächst die feuchtkühlen Buchenwälder von sonnendurchfluteten Eichen- und Föhrenbeständen abgelöst, dann die zähen und hartlaubigen Gebüsche, die dem Wald nachfolgten, von der Sonne niedergebrannt und diese zuletzt durch immer niedrigere, immer kargere, immer widerstandsfähigere Formationen des Bewuchses ersetzt wurden. Bäume und Sträucher sind längst aus dem Landschaftsbild verschwunden, aus den Gedanken und beinahe schon aus dem Wortschatz; ihre letzten natürlichen Vorkommen, hört man, sind wie eine aussterbende Eskimosprache auf winzige Reliktgebiete in der Polarregion beschränkt. Bei uns, in der einst gemäßigten Zone, haben sich nahezu vegetationslose, sandig-steinige Wüsten breitgemacht, Erg und Hammada, wie die Wüstenkunde sie nennt. Nur wo in begünstigten Lagen ein wenig Restfeuchtigkeit kondensiert, überdauern in den Halbwüsten kaum knöchelhohe, unansehnliche Polsterpflanzen und Sukkulente, von denen sich manche mit silbrigem Haarflaum vor der Strahlung schützen, und graue, gelbe oder rötliche Krustenflechten überziehen das Gestein wie eine vernarbte Haut. Einzelne Arten nur haben es während des rasanten Niedergangs, im vergleichsweise kurzen Zeitraum weniger

Jahrhunderte, aus den alten Trockengebieten des Südens zu uns geschafft – ein versprengtes Häuflein Überlebender, weit entfernt von jenem mannigfaltigen Bewuchs, dessen Bestandsaufnahme einst Generationen von Vegetationskundlerinnen und Geobotanikern beschäftigte. Im Showdown der Geschichte hat auch die Pflanzenwelt jede Selbstähnlichkeit eingebüßt, ganz wie der Mensch, das seltsamste und fast schon kümmerlichste aller Gewächse.

Ich lasse von der Tastatur ab, strecke mich im Sessel und lasse meine Handgelenke knacken. *Vor meinem Fenster liegt Mitteleuropa, die gehäutete Echse ...* Diesen Satz werde ich nun jedes Mal lesen, wenn ich hochscrolle an den Anfang meiner Aufzeichnungen, und ich weiß, dass ich das immer tun werde, sobald ich nach einer Unterbrechung – bedingt durch eine Mahlzeit, den Stuhlgang, den leidigen, von Albträumen zerrütteten Schlaf oder eine Pause für die schmerzenden Gelenke – meine Arbeit wieder aufnehme. Ich werde zurückgehen an den Anfang, als ließe sich dort die Echse in eine neue Haut kleiden; als könnte ich mich selbst in einem Häutungsprozess erneuern. Als wären dort, im Anfang, die Möglichkeiten des Schreibens noch nicht begrenzt durch das bereits Geschriebene, so wie ein urtümliches Lebewesen der einfachsten Art noch jede denkbare Entwicklungsrichtung einschlagen kann, weil noch nicht das fertig Ausgeformte ihm die meisten Wege verwehrt. Kaum eine vollendete Eigenschaft zu haben außer jene der Lebendigkeit selbst – das wäre befreiend. Geschrieben zu haben, bedeutet ja nicht nur, auf den Werdegang des Textes zurückzublicken, sich an seine fremde Gestalt zu gewöhnen, sondern vor allem, Ungeschriebenes unwiederbringlich versäumt zu haben. Ich werde lesen, da und dort berichtend eingreifen, der Gestalt die eine oder andere Haltungskorrektur verordnen, immer wieder ein Wort durch ein

anderes ersetzen, aber nie durch das eine, nach dem ich schon so lange vergeblich gesucht habe. Ich werde weiterhin danach suchen, so wie ich auch jetzt danach suche; in diesem Moment wie in jedem anderen durchkämmt ein Suchtrupp die Welt in meinem Kopf, stochert mit Stangen im Gestrüpp, wie man einst, als es noch Gestrüpp gab, nach vermissten Toten suchte, lauscht nach Tonsignalen aus verschütteten Tiefen, nach Klopfzeichen, die vielleicht nach oben dringen, bloß um festzustellen, dass dort, an der Oberfläche, keine Rettung ist, blickt mit Ferngläsern gegen die Mondscheibe, um ziehende Vögel zu sehen, falls es sie noch gibt. Ach was, retten, entwickeln, erneuern, befreien ... was sind das bloß für Traumvokabel, was für ein hohles Pathos, sage ich mir, lehne mich ermattet zurück, rufe mir in Erinnerung, dass es bloß Arbeit ist, nur ein Auftrag, den es für eine Behörde zu erledigen gilt, um noch eine Weile weiterzuleben, nicht mehr als das und nicht weniger. Also schreibe ich weiter, jeden Satz mehrmals wiederlesend, Wort für Wort prüfend, mein eigener Lektor. Die Behörde soll nichts aussetzen, wenigstens keine offensichtlichen Mängel zu beanstanden haben, sie soll feststellen, dass ich mit den Mitteln, die mir zu Gebote stehen, gewissenhaft gearbeitet habe, sie soll, ehe sie mich vernichtet, wenigstens einen anerkennenden Satz über mich sagen, einen Milderungsgrund nennen, der dem Urteil für die kurze Dauer eines Zögerns, eines möglichen Einwands entgegensteht.

Die Veränderung des Klimas und der Landschaft hat sich seit einigen Jahrhunderten angebahnt und ist zuletzt in einer Geschwindigkeit verlaufen, mit der das Leben nicht Schritt halten kann. Es wird vor unseren Augen in einer Weise vom Planeten gefegt, neben der die bisherigen Aussterbewellen der Erdgeschichte zu harmlosen Randnotizen verblassen.

Man starrt jetzt stundenlang auf die Ebene hinaus, ohne ein einziges Tier zu sehen. Einmal nur, kurz vor Leas Tod, flog ein Wüstenrabe vor meinem Bullauge vorbei, auf torkelnder Flugbahn ankämpfend gegen den böigen Wind, seiner Herkunft nach ein Afrikaner wie die meisten der zu uns geflüchteten Tiere und Pflanzen, eine fast schon unglaubliche Ausnahmeerscheinung, wie mir Luis versichert hat, der es wissen muss, ist er doch als Agrartechniker täglich in seinem Schutzanzug dort draußen unterwegs. Ansonsten sind es nur Sandschlieren und Staubwolken, die über die Landschaft hinwegtanzen. Der Wind, der heute wie an den meisten Tagen in Sturmstärke weht, trägt den entblößten, seiner schützenden Pflanzendecke beraubten Boden ab, bis das Grundgestein zutage tritt. Man kann nicht erkennen, wo das Hitzeflirren endet und die Schwaden des Flugsandes beginnen, die überall in der Luft treiben; beides verbindet sich vor dem Auge zu einem gleißenden Schleier, hinter dem der ferne Alpenkamm sich schemenhaft auflöst. Die Echse macht sich dem Auge rar. Gesehen oder ungesehen, drehen sich auf ihrem Rücken unablässig die riesigen Rotoren der Windräder. Diesen ständigen Starkwind, dieses unerschöpfliche Sonnenlicht hätte man sich damals wohl gewünscht, als man am Beginn des dritten Jahrtausends noch an eine Klimawende glaubte, gegen allerlei kleinliche Widerstände die Errichtung von Windparks und Solarfeldern zäh vorantrieb und dabei mit Flauten und einer schwächelnden Wintersonne zu hadern hatte. Mittlerweile denkt niemand mehr, das Inferno damit aufhalten zu können. Der elektrische Strom, den Wind und Sonne uns in schier unerschöpflichen Mengen liefern, speist vor allem die Kühlsysteme, die uns vorläufig am Leben halten – eine Spirale aus Produktion und Verbrauch, die irgendwann unvermeidlich in sich zusammenbrechen muss.

Auch auf der Sonne, so hat es in der Früh der meteorologische Datenspiegel gemeldet, stürmt es heute vermehrt, Sonnenwinde strömen in den Weltraum und setzen dem Erdmagnetfeld zu, dass die Kompassnadeln zittern. Am Rand der Sonnenscheibe hat sich, von einer Raumsonde genauestens dokumentiert, zuletzt eine Säule aus heißem Plasma gebildet, die mehr als sieben Erddurchmesser weit ins All ragt. Während Hitze und Strahlung draußen wie unsichtbare Geschosse gegen die dicke, selbsttönende Mehrfachverglasung meines Fensters prallen, sitze ich hier bei erträglicher Raumtemperatur in meiner Wohnzelle wie eine Wespenlarve in ihrer papierenen Wabe und habe mit viel Elan zu schreiben begonnen, in bester Absicht ausgehend vom Unstrittigen und Offensichtlichen, das kaum meiner persönlichen Lesart unterworfen ist. Bald werde ich diesen sicheren Boden verlassen müssen, bewehrt zwar mit dem Stachel meiner Sprache, doch im Grunde schutzlos, wie ich wohl weiß.

Stickig ist es hier, seit Tagen riecht es nach verschmortem Kunststoff; Gerüchte gehen um, die Innenklimatisierung des Humanareals gerate allmählich an ihre Leistungsgrenzen. Armdicke Kabelstränge würden in ihren Schächten heißlaufen und glühen, hat jemand auf Public Rumour gepostet, die Ummantelung mancher kritischen Leitungsabschnitte koche und rauche bereits. Von öffentlicher Seite werden solche Behauptungen ebenso wenig bestätigt wie dementiert. Immer wieder läuft hier allerdings Personal ein und aus, möglicherweise stehen Arbeiten an der Klimaanlage bevor, oder die Aktivitäten werden nur vorgeschützt und man überwacht mich, versucht mich gezielt zu stören. Vielleicht sollen meine Entschlossenheit, meine Beharrlichkeit, mein Wert als menschliche Ressource auf die Probe gestellt werden, und die mutwillige Geruchsfreisetzung liefert den Vorwand da-

für, den standardisierten Testfall; oder es ist eben doch umgekehrt und man will fürsorglich prüfen, welches Ausmaß die Geruchsbelästigung und die Belastung der Atemwege in den Wohnzellen bereits erreicht haben. Ich kenne die Aufträge der anderen so wenig wie sie den meinen. Doch jeder und jede von uns steht hier ständig unter Leistungskontrolle oder soll es zumindest glauben oder glaubt es von sich aus, auch wenn es vielleicht nicht der Fall ist. Es ist eine paranoide Welt; man zweifelt an seinem Verstand und weiß nicht, wer einen ans Messer liefert, wer wem worüber Bericht erstattet, was inhaltliche Anforderung ist, was Kontrollinstrument und was Ausgeburt der eigenen Neurosen, die sich, erklärbar möglicherweise als spätes Echo einstiger katholisch-abendländischer Moralzwänge, unter den unmenschlichen Lebensbedingungen des dennoch sogenannten Humanareals in den Winkeln des Bewusstseins zusammengeballt haben. Man wird verrückt oder ist es schon – nichts ist schwerer zu erkennen als der eigene Wahnsinn. Ich versuche, mich unbeirrt zu geben, bleibe auf meine Aufgabe konzentriert und lasse sie allmählich Gestalt annehmen, um sie irgendwann vielleicht zu lösen oder aber, was wahrscheinlicher ist, geradewegs an ihr zu scheitern.